

29]

Cesarine.

Von Jean Richopin. Uebersetzt von H. S.

(Nachdruck verboten.)

„Herr Bochart,“ nahm sie wieder das Wort, „ist verliebt in mich, und will mich heirathen. Mein Fehler besteht darin, daß ich mit dieser Liebe und diesem Wunsche Mißbrauch getrieben habe, daß ich in ihm Hoffnungen genährt habe, und das, leider! um mir dieses elende Geld zu leihen! Oder vielmehr schenken zu lassen, ja schenken zu lassen. Denn so faßte er es auf. Er! Und es ist in Wahrheit ein Verbrechen, ihm nicht gesagt zu haben, ihm nicht zu sagen, daß . . . O! gewiß hätte ich das nie gethan, wenn es sich nur um mich gehandelt hätte, um mich, um meinen Vater, und um die Bibliothek, die uns so an das Herz gewachsen ist! — Es sind jetzt fünf Jahre her, daß mir Herr Bochart zum ersten Male einen Heirathsantrag gemacht hatte. Ich hatte damals klar und förmlich abgelehnt, selbst auf die Gefahr hin, uns zu ruiniren. Wenn ich es doch akzeptirte, daß er die Sorge um die Miete für das Cabinet übernahm, so geschah das, weil ich glaubte, er thäte es als Freund, als alter Freund, als Freund der Familie und der Bücher, ohne den geringsten Hintergedanken an die Heirath. Aber er war von seiner Idee nicht abgekommen, und ich sah es an dem Tage, wo ich mich Hilfe suchend an ihn wandte, als ich Geld brauchte, um Paul pflegen und retten zu können. Wir selbst hatten in diesem Augenblick keinen Sou. Herr Bochart kam uns zu Hilfe. Nur machte er die Bedingung, daß ich meine damalige Ablehnung zurückzöge. Nicht wahr, diese Bedingung und noch dazu unter diesen Umständen war gemein? Aber konnte ich mich ihr entziehen? Ich meinte nein. Uebrigens empfand ich damals für Paul nur eine rein freundschaftliche, schwesterliche Neigung. Mein wirklicher Fehler begann erst in dem Augenblicke, als ich sah, daß ich Paul anders liebte, und als ich mich dazu hergab, ihn nicht aus seinen Illusionen zu reißen; als ich fortfuhr, von Bochart Geld anzunehmen, das er mir als seiner zukünftigen Frau gab. Vor zwei Monaten, kurz vor Ihrer Ankunft, kam ich zu ihm mit einer neuen Bitte um Geld. Ich hatte versucht, auf meine frühere Ablehnung zurückzukommen. Er hatte mir erklärt, daß ich ihn hinter das Licht führte, daß ich trennlos wäre. Und alles in allem hatte er recht. Und doch mußte ich, Sie wissen wie, des anderen Tages durch Vermittelung Savarot's mich wieder an ihn wenden. Das hieß für mich, mich noch einmal mehr binden. Aber was sollte ich thun? Das schlimmste war, daß Paul aus einigen unüberlegten Worten meines Vaters entnommen hatte, wie sehr wir bei Herrn Bochart verschuldet wären. Das ließ ihn fürchterlich leiden. Denn er kannte gleichfalls die Heirathsabsichten dieses Menschen. Das war der Grund, weshalb ich, dank Ihnen, die Fabel von den fünfhundert Franken erfunden hatte, die Herr von Noncieux gefandt habe. Sie müssen mir verzeihen. Ich wußte nicht mehr, wo mir der Kopf stand. Ich weiß es immer weniger und weniger. Ich muß mich mit Lügen und Betrügereien abgeben, für die ich nicht geschaffen bin . . .“

Aber welcher Zusammenhang bestand zwischen dieser Geschichte und dem angeblichen Rechte Cesarinens, den Brief des Herrn von Noncieux zu lesen? Ich sah keinen. Um die Wahrheit zu gestehen, dachte ich selbst nicht daran. Mich interessirte zunächst nur diese Geschichte an sich, die ein so neues und so reines Licht auf die Seele des tapferen Mädchens warf. Sie hatte mir gestanden, sich an den Greis verkauft zu haben, um das Leben Paul's zu retten, das war verzeihlich. Aber daß sie sich dem Elenden gegenüber, der brutal und mitleidslos ihre Hand kaufen wollte, schuldig fühlte, daß sie, — sie, — Gewissensbisse hatte, anstatt ihn, — ihn — zu verurtheilen, das zeugte von so strahlender Reinheit, von so zartfühlender Gewissenhaftigkeit, daß davor meine Nachsicht sich in Bewunderung verwandelte.

„Oh, Fräulein!“ rief ich aus, „der Fehler, dessen Sie sich anklagen, ist gar keiner, und Ihre Lügen sind es noch weniger, Sie brauchen über sie nicht zu erröthen. Das ist Ihnen alles durch die Verhältnisse aufgebrängt worden. Sie waren gezwungen, so zu handeln, wie Sie gehandelt haben. Auch ich

habe Paul belügen müssen und ich versichere Sie, daß ich mich darum doch nicht für einen Schurken halte.“

„Ich danke Ihnen“, sagte sie. „Aber ehe Sie mich für unschuldig erklären, hören Sie erst alles. Sie kennen von meinem Verhalten erst einen Theil, den weniger schweren. Vielleicht werden Sie mich bald strenger beurtheilen.“

Eine Flamme stieg in ihr Gesicht und sie begann von neuem:

„So tadelnswerth mein Betragen bisher auch gewesen ist, so hatte ich doch noch ein Mittel, es zu sühnen. Ja, durch ein Opfer, das mir zwar entsetzlich, zu dem ich aber nichtsdestoweniger entschlossen war. Wenn Paul erst vollständig genesen, durch mich gerettet gewesen wäre, hätte ich mich mit Herrn Bochart abfinden können.“

„Was! Indem Sie diesen Menschen heirathen? Sie haben daran gedacht?“

„Das war meine einzige Entschuldigun, sein Geld angenommen zu haben.“

„Aber Paul hätte es nicht ertragen!“

„Ich hatte mir versprochen, ihn Vernunft annehmen zu lassen, wenn er erst alle seine Kräfte wiedererlangt haben würde. Und er wäre gezwungen gewesen, sich zu fügen. Es ist eine solche Narrheit, daß er mich zu seiner Frau haben will! Zunächst setzt sich sein Vater der Heirath entgegen; und wäre sie trotz dieses Widerstandes geschlossen worden, so hätte uns das offenbar den höchsten Zorn des Herrn von Noncieux zugezogen. Nun aber hätte ich ein Verbrechen begangen, eine neue Ursache der Mißthelligkeit zwischen diesem Vater und diesem Sohne zu sein. — Dann aber trennt mich der große Altersunterschied von ihm. Ich bin vierzehn Jahre älter als er. Leider! — Vorausgesetzt, daß ich mich über alle Bedenken hätte hinwegsetzen können und in diese Heirath eingewilligt hätte, so hätte sie doch bis auf den Zeitpunkt verschoben werden müssen, wo Paul mündig ist, rechnet man dazu noch die Zeit, die die gesetzlichen Formalitäten, die verschiedentlichen gerichtlichen Termine in Anspruch nehmen, so wäre ich inzwischen eine alte Jungfer nahe an den Vierzig geworden.“

„Das ist wahr,“ warf ich mechanisch ein.

„Sie sehen“, fuhr sie mit melancholischem Lächeln fort, „daß diese Heirath undenkbar ist, und daß eine Minute Nachdenken genügt, um das einzusehen. Nun wohl! Auch Paul, selbst Paul hätte ich davon eines Tages, später, überzeugen können. Ich war fest dazu entschlossen und hatte die traurige Hoffnung, daß es mir gelingen würde. An diesem Tage hätte ich dann Herrn Bochart meine Schulden abzahlen und das Schicksal meines Vaters sichern können. So wollte ich die Zukunft gestalten. Oh! Für mich gewiß eine düstere Zukunft, aber doch eine denkbare, eine anständige Zukunft, wo ich über nichts hätte zu erröthen brauchen, wo mir wenigstens der Trost geblieben wäre, meine Pflicht zu erfüllen.“

Immer höher stieg meine Bewunderung. Ich nahm die Hand des armen Mädchens, drückte sie und sagte:

„Verzeihen Sie mir, wenn mir manchmal Zweifel über Sie aufgestiegen sind. Ich konnte mir einen solchen Heldenmuth nicht vorstellen. Sie sind eine edle Frau. . .“

Sie unterbrach mich mit einer verzweifelten Bewegung.

„Eilen Sie nicht zu sehr, mich loszusprechen. Warten Sie, warten Sie! Nein, ich bin keine edle Frau. Nein, ich bin Ihrer Bewegung, Ihres Händedrucks nicht werth. War das wirklich heldenhaft, was ich zu thun träumte? Und muß man mit diesem großen Worte das Opfer bezeichnen, das mir die einfache Pflicht der Anständigkeit gebot? Ich glaube nicht. Aber immerhin, ich gestehe es, wäre das Opfer nicht ohne Werth gewesen. Aber es nur zu träumen war recht, recht wenig. Ich hätte es vollenden müssen. Und jetzt . . .“

Sie senkte den Kopf und mit ersticker Stimme fügte sie hinzu:

„Jetzt kann ich nicht mehr.“

Ich hörte es kaum. Ich errieth die Worte mehr aus der Bewegung der Lippen. Aber was wollte sie damit andeuten? Ich konnte nicht klar sehen; aber ich hatte auch keine Zeit, nach dem Sinn zu grübeln, denn Cesarine warf den Kopf heftig zurück und begann von neuem und diesmal mit zitternder Stimme zu sprechen.

„Auch dafür,“ sagte sie, „auch dafür hatte ich doch noch

eine Entschuldigung. Oh, welch seltsames Ding ist doch das Gewissen, und wie kann man jemals erkennen, ob man gut oder schlecht handelt? Sehen Sie, vorhin schämte ich mich, Ihnen meine Treulosigkeit gegen Herrn Bochard zu gestehen, diese Treulosigkeit, in der Sie kein Verbrechen erblicken. Und jetzt, wo ich Ihnen das übrige bekennen will, das Sie gewiß verdammen werden, fühle ich mich beinahe stolz. Nein, nein, darüber empfinde ich keine Reue."

Sie war ganz aufgeregt. Sie hatte sich erhoben. Sie stand aufrecht vor mir, ganz gerade, aber sehr bleich.

"Gestern noch," fuhr sie fort, "bestätigte ich Ihnen, daß es Paul gut ginge, daß er bald wieder hergestellt sein würde. Nun wohl! Das ist falsch. Paul wird nie wieder hergestellt werden. Ich weiß es seit acht Tagen. Unser Nachbar, der Student der Medizin, hat seinen Professor zur Konsultation gebeten. Das Resultat war ein Urtheil, gegen das es keinen Appell giebt. Paul ist verurtheilt. Seine gegenwärtige Gesundheit ist nur eine momentane Gnadenfrist, das letzte Aufflackern einer Flamme, die am Erlöschen ist. Das sind die eigenen Worte des Arztes. Paul wird sich vielleicht noch einen, höchstens zwei Monate aufrecht halten, an das Leben glauben können; dann wird er sich niederlegen, um nie wieder aufzustehen."

Ich war über den kurzen Ton erstaunt, mit dem sie mir alle diese Details gab. Keine Thräne in den Augen; kein Schluchzen in der Kehle; kein Zittern in ihren Bewegungen. Vielmehr steigerte sich gleichzeitig noch ihre Exaltation. Eine Art Enthusiasmus ergriff sie, durchleuchtete ihren starren Blick, ließ ihre zuckenden Nasenflügel anschwellen, gab dem singenden Klang ihrer Stimme noch mehr Schärfe.

"Und das ist meine Entschuldigung", schloß sie.

"Ihre Entschuldigung? Für was denn?" fragte ich.

Ihr Gesicht erfüllte sich mit stolzem Glanz, als sie mir antwortete:

"Meine Entschuldigung dafür, daß ich seit dem Tage, wo ich Paul zum Tode verurtheilt weiß, seine Geliebte bin."

Und fast gebieterisch fügte sie hinzu:

"Nun sehen Sie wohl, daß ich ein Recht habe darüber zu urtheilen, ob man Paul den Brief seines Vaters zeigen kann oder nicht."

Ihre erhabene Hoheit unterwarf mich ihr vollständig. Ohne das geringste Bedenken, wie wenn ich etwas ganz Natürliches thäte, zog ich den Brief des Kapitäns aus der Tasche und übergab ihn ihr. Auch sie zögerte nicht den Schatten eines Augenblicks lang, ihn aufzunehmen, und mit einer hastigen Bewegung, in der sich aber nicht die geringste Unruhe des Gewissens bekundete, zerriß sie die beiden Couverts.

Während sie den Brief rasch überflog, erhoben sich allmählig ihre anfangs zusammengezogenen Augenbrauen in dem Ausdruck wachsenden Schreckens.

"Oh!" flüsterte sie mit heiserer Stimme, "das ist schrecklich, das ist schrecklich! Der Glende! Das Ungeheuer!"

Und als ich nun meinerseits die Augenbrauen zusammenzog, wie ich diese Ausrufe über den Kapitän hörte, reichte sie mir den Brief.

"Sehen Sie da", sagte sie, "sehen Sie selbst!"

Und auch ich war bei der Lektüre dieses Briefes eines Vaters an seinen Sohn zu Tode erschrocken.

"Mein Herr," so schrieb der Kapitän, "wenn Sie nicht der elendeste Bube sind, wenn die Schande, in der Sie leben, Ihnen noch einen Rest Muth erhalten hat, so werden Sie Paris bei Empfang dieses Briefes verlassen. Ich befehle es Ihnen ganz formell! Wenden Sie mir nicht ein, daß Gefahr dabei vorhanden sei, wenn Sie meinen Befehl erfüllen. Es ist möglich, hinaus zu gelangen. Ich kenne sehr viele Leute, die es gethan haben. Alle anständigen Menschen müssen es thun, selbst wenn sie ihr Fell dabei riskiren. Jeder, der es nicht thut, ist ein Feigling, oder mehr noch, ein Verräther, der Partei für die Banditen der Kommune genommen hat. Wer unter ihnen bleibt, den betrachte ich als zu ihnen zugehörig. Nun, Sie wissen wohl, was ihrer wartet, nicht wahr? Diese Schufte entehren das Land, sie werden von den Preußen besoldet; sie haben die Vendôme-Säule niedergeworfen, angesichts des fremden Siegers, der unseren Boden unter die Füße tritt; alles das verdient Züchtigung. Feuer und Blut wird an Paris gelegt werden, um es von einer solchen Schmach zu reinigen. Ich bin stolz darauf, einen Rang in der Armee der Ordnung zu bekleiden, die dieses Geschäft verrichten wird. Ich werde dabei ohne Mitleid verfahren, ich schwöre es Ihnen. Ich bin Soldat, Patriot, ein

Mann der Pflicht und der Ehre, ich, mein Herr! Sie, Sie sind das Gegentheil davon; aber wenn Sie es auch in bezug darauf sind, daß sie bei diesen Nordbrethern bleiben, um so schlimmer für Sie! Das wird mich nicht abhalten, meinen Instruktionen nachzukommen, wie immer sie auch lauten mögen. Ich habe Sie gewarnt. Es steht Ihnen jetzt frei, sich zu entscheiden, ob ich unter den niederträchtigen Schufsten, die ich zu bestrafen haben werde, einen Menschen zählen soll, der meinen Namen trägt.

F. B. de Roncieux,
Kapitän im 27. Linien-Regiment
der Armee von Versailles."

"Nun!" nahm Cesarine wieder das Wort, als sie sah, daß ich Schweigen bewahrte. "Was sagen Sie? Welchen Entschluß wollen wir fassen?"

(Fortsetzung folgt.)

Wagner und der Verfall der Gesangkunst.

Von Dr. M. Alfieri.

Gastano Carpani, ein italienischer Komponist des vorigen Jahrhunderts, rief den deutschen Musikern vorwurfsvoll zu: „Ihr lehret in Euren ausgeschwizten und nur durch langes Sitzen ans Licht gequälten Partituren der Natur vollständig den Rücken und opfert der Uebertreibung des dramatischen Ausdrucks allen Gesang auf.“ Könnten diese warnenden Worte nicht der modernen Richtung entgegengehalten werden, die mit der wüsten Ueberfluthung aller Harmonieschranken und trassen Häufung aller Effektmittel der Musik eine reichere Charakteristik verleihen und den musikalischen Stil durch eine genial thuende, bizarre und schwülstige Schrankenlosigkeit bereichern will? Die uralte, alleinige Wahrheit, daß echte Kunst überall bedeutungsvollen Gehalt in schöner Form fordere und gebe, ist in dem Naturalismus unserer Zeit untergegangen, die für Händel's Wort: „Die Kunst ist nicht zur Unterhaltung der Menschen, sondern zu ihrer Hebung und Veredelung bestimmt“, keine Empfindung hat. Die einfache melodische Erhabenheit Gluck's, der man allerdings nur mit vornehmer Gesangkunst, nicht mit stümmligen Prunke bezukommen vermag, sowie das blühende Mozart'sche Orchester, in dem jedes Instrument obligat im feinsten Dienste des Ganzen lebt, werden von Zeitgenossen, welche vom Blechspektakel unserer Musiksymbolisten das Heil aller musikalischen Kunst erwarten, mit mitleidvollem Achselzucken abgethan. Parallel mit dieser deladenten Dekorationsmusik geht der Verfall der Gesangkunst, und es bleibt für uns ein Wunder, wenn eine Künstlerin gleich einer Märchengestalt die Erinnerung an das verloren gegangene Paradies altitalienischer Gesangkunst wiedererweckt. Der künstlerische Begriffsinhalt der letzteren ist im Laufe der Zeit selbst in Italien leider vollständig umgeprägt geworden und viele Akzente, welche man heute im Süden bejubelt, sagen uns, die wir weit entfernt sind, einseitige Lobredner der gewöhnlichen und unlängbar kalten norddeutschen Vortragsmannier zu sein, als dem Wesen der Kunst, der Wahrheit und Schönheit nicht entsprechend, nur wenig zu. Eine einzige Schule ist es, die wir im Reiche des Gesanges anerkennen, d. i. die große alt-italienische, die beide Tonarten des Ausdrucks, lyrische Zartheit und dramatische Passion, ganz gleichmäßig in sich vereinigte und allen wirklich großen Künstlern, mochten sie von Süd oder Nord stammen, eigen war. Sie darf nicht mit dem ansehnlichen Mißbrauch einer Gesangs- und Verwechslung werden, welche die bloße Fertigkeit über den poetischen Ausdruck, über die richtige Deklamation, über die dramatische Wahrheit setzt. Ihr gilt die Eitelkeit der Gesangsvirtuosen nichts, sie kennt nur wahre Künstler, keine musikalischen Automaten. Mit ihr muß man die italienischen Opern Mozart's, der wie keiner vor und nach ihm Anmuth und Kunst mit dramatischer Wahrheit zu verbinden wußte, bewältigen, mit ihr ist man den Schwierigkeiten der „Briesarie“ und der zweiten Arie Don Ottavio's im „Don Juan“ gewachsen. Die Annahme, daß die Altmeister des Kunstgesanges nur auf eine einförmige Vortragsmannier und Verzierungsmanier, auf technische Reihfertigkeit hauptsächlich hingearbeitet hätten, ist völlig unrichtig; ihre für alle Zeiten mustergiltige Methode beruhte vielmehr auf der Ausbildung des getragenen Gesanges, des reinen, schönen und vollen Tones.

Und erstrebte Wagner, der sich melodisch immer da am schönsten entfaltet, wo er seinem durch polemisch-reformatorsche Schriften glänzend vertheidigten Systeme untreu wird, etwas anderes in bezug auf Gesangkunst, als was den altitalienischen Meistern als Basis alles Singens erschien? Sowie an Wagner's Opern gerade das Befriedigend und Erhebend wirkt, was nicht als praktische Betätigung seiner in „Tristan und Isolde“ zur Reife gelangten Reformtheorien anzusehen ist, so verlangte er auch für die Darstellung seiner Gestalten im letzten Grunde eine Gesangkunst, die sich in der Oper der Vergangenheit als gut und zweckmäßig, als dramatisch wahr und musikalisch schön erwiesen hatte.

Durch die von Wagner schließlich strikt durchgeführte Auflösung der Oper in eine Reihe von Recitationen ohne Ruhepunkte, durch die Verbannung und Erdrickung der Cantilene und Melodie zu gunsten der Mannigfaltigkeit der musikalisch-dramatischen Charakteristik,

durch den zugleich dramatisch wahren und musikalisch gehaltvollen, erhöhten Ausdruck seiner Deklamation, durch alle die Mittel, mit denen er der, angeblich im letzten Todestampfe dahinsiechenden Oper seiner Zeit ein leuchtendes Zukunftsbild entgegenhalten wollte, ist jener vom Meister selbst kaum erwartete Gesangsstil entstanden, den Trägheit, Bequemlichkeit, Unfähigkeit und Eitelkeit der Sänger als den allein preiswürdigen für den „dramatischen Gesang“ erhoben. Passagen- und andere technische Uebungen, in die ein guter Sänger ferne Anklänge von tiefem Gefühl und wahren Ausdruck zu legen weiß, wurden als Ueberreibungen eines leeren Kouladenwesens, als lächerliche Ueberflüssigkeiten bei Seite gelassen, und die Ueberzeugung, daß die höheren Aufgaben der Oper doch gebildete Sänger voraussetzt, welche ihr Instrument zu spielen gelernt haben, verlor jeden Werth gegenüber dem für die wahre Gesangkunst geradezu verhängnißvollen Gesangsideal, das der oberflächlichste und dreiste Dilettantismus „Wagnerfängerer“ benannt hat. Mit einem glücklichen Stimmorgan, etwas dramatischer Anlage, mit einigen, von einem ausgedienten Schauspieler einkudirten Posen und Stellungen wird ein derartiger „Künstler“ als Lohengrin und Lannhäuser „fertig“ hingestellt, ohne daß auch nur daran gedacht worden wäre, ihm die allgemeinsten musikalischen Begriffe beizubringen, die größten Mängel der Stimmbildung und Aussprache zu beseitigen und etwas wie eine geistige Durchdringung der Figur zu verleihen. Vor allem wird auf kräftiges Hervorbringen, auch Heranschreien der hohen und höchsten Töne, zu dem sich meist ein widerliches Würgen in der tieferen Lage gesellt, hingewirkt, und da einer ebenso liebenswürdigen als der Beurtheilung unfähigen Hörermajorität nichts größeren Beifall bringt, als eine kräftige und wohlklingende Stimme bei leidlich richtigem Gehör, so kann es nicht fehlen, daß nach Jahr und Tag der gefeierte „Wagnertenor“ von aller Welt zu den Sternen erhoben wird. War es wirklich Wunsch und Absicht des großen Bayreuther Genius, war es ihm gänzlich gleichgültig, daß den sich auf ihn beziehenden Sängern die ersten Grundelemente ihrer Kunst fehlten, da sie weder zwei Töne richtig verbinden, weder eine einfache Verzierung, einen Mordant, machen konnten, noch von der gleichmäßigen Ausbildung der Stimmlagen, von dem Gebrauch der Stimmregister einen Begriff hatten? Wollte er nicht vielmehr zur Befriedigung seiner hohen künstlerischen Anforderungen Gesangskräfte, welche geistig und technisch den Stoff beherrschten, nicht von diesem beherrscht werden, und durchschaute er nicht jene sogenannten „großen“ Sänger, die nichts gelernt haben und sich mit Gewalt auf seine schweren Charakterrollen werfen? Wußte er nicht, daß sich die Mängel an materieller Ausbildung des Organs auch beim getragenen und declamatorischen Gesang zeigen, daß man einen vollkommenen Triller und chromatischen Lauf machen, und doch dabei ein großartiger Heldensänger sein könne, daß man durch Macht und sympathischen Klang der Stimme, selbst durch warme Empfindung wohl Interesse erregen könne, aber dennoch ohne Ueberwindung und vollständige Beherrschung des mechanischen Theiles ein Dilettant bleibe, dem die höhere Weihe der Kunst und der Anspruch auf den Namen eines Künstlers verjagt werden müsse? Nein, Wagner bewies durch die Wahl seines Festspielpersonals, welcher Mißbrauch mit seinen gesangstechnischen Reformen getrieben worden. Unter den damaligen Erwählten befand sich auch nicht Einer oder Eine, welche durch sogenannten „ausdrucksvollen“ Vortrag den Mangel einer gründlichen Schule zu ersehen oder zu entschuldigen gesucht hätten. Die größten Schwierigkeiten wurden mit Sicherheit und Reinheit überwunden, weil Jeder Herr seines Instrumentes, der Kehle, war und die Anstrengung der Leistung nicht merken ließ. Ihr Unterricht war beendet, bevor sie die Ausübung ihrer Kunst begannen; sie hatten im Gegensatz zu jenen Sängern mit guten Naturanlagen, warmem Gefühle und regem Kunstfeifer, die als bereits ausübende Künstler auf den Rath wohlmeinender Sachverständiger noch fleißig Schule nachholen müssen, ihr künstlerisches Gebäude auf den nöthigen Grundfesten aufgebaut. Vor allem aber bewies Wagner durch die Heranziehung der ausgezeichnetsten Gesangskräfte, daß es für ihn keine französische, italienische, deutsche Schule, sondern in bezug auf Gesangkunst überhaupt nur eine Wahrheit gäbe, keine italienische, deutsche oder französische Wahrheit.

Diese eine Wahrheit ging aus der einen wahren Gesangsschule hervor, welche nur deshalb als die „italienische“ bezeichnet wird, weil sie zufällig in Italien, wo sie von den klimatischen Verhältnissen und der Kunstliebe vieler Höfe unterstützt wurde, zuerst feste Regeln und bestimmte Methode angenommen und von dort aus die ganze kultivirte Welt durch mehr als zwei Jahrhunderte mit Sängern und Gesanglehrern versorgt hatte. Diese Schule hat keine besonderen Geheimnisse, welche nicht für jede Nationalität und jede Individualität passend wäre; sie hat keine ungewöhnlichen Hilfsmittel und strebt immer nur die Erweckung des Schönheitsgefühls in bezug auf Klang und Tonverbindung, auf richtigen Ausdruck und Geschmack des Vortrags an. Auch sie hat den großen und schönen Ton zur Voraussetzung, welchen Wagner für das tiefe Pathos seines Deklamationsstiles verlangt. Und ist mit seinem Namen der Niedergang der Gesangkunst verknüpft, so tragen daran die übereifrigen, unverständigen Jünger und Epigonen des Meisters schuld, welchen die deutsche Gesangkunst außerhalb der einen Wahrheit und der einen wahren Gesangsschule steht. Die Wiederhaarigkeit

ihrer Hünenoperen will den Triumph feiern, nicht bloß alle guten Stimmen zu ruiniren, sondern auch jeden Begriff eines kunstgemäßen maßhaltenden Vortrages zu verlöschen. Jhren Kunstprinzipien und der daraus resultirenden Gesangkunstanschauung mag das Wort Kant's gelten: „Ein rohes Gemüth wird mit dem Tone eines Nachtwächters zufrieden sein, aber ein erhöhter und verfeinerter Sinn kann nur an einem schönen Tone Vergnügen finden.“ —

Kleines Feuilleton.

— Ist Andree angekommen? Aus Amsterdam liegt folgende Depesche vor: Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ erfährt aus Grimsby von dem Kapitän eines holländischen Dampfers aus Dordrecht folgendes: „Nach meiner Ankunft in Grimsby erfuhr ich von Andree's Ballonsfahrt. Im Weißen Meere hatte ich einen fremdartigen Gegenstand bemerkt, ich konnte nicht feststellen, was es für ein Gegenstand war. Ein Schiff konnte es nicht sein, da er weich und beweglich war; ein todter Walfisch, welcher schon so weich gewesen, hätte einen üblen Geruch abgeben müssen, während um den fraglichen Gegenstand nur einzelne Vögel katterten; ich schließe daraus, daß der Gegenstand ein Stück des Ballons gewesen sein muß. Ich bemerkte den Gegenstand am 17. Juli vormittags auf 69° 38' nördl. Breite und 35° 34' östl. Länge. —

Theater.

— Einer soeben erschienenen Statistik über die Thätigkeit des Wiener Burgtheaters in der abgelaufenen Saison ist zu entnehmen, daß im ganzen 278 Mal gespielt wurde. Diese 278 Vorstellungen boten Gelegenheit, 114 Stücke von 72 Autoren 327 Mal zur Darstellung zu bringen. Und zwar gelangten 27 Trauerspiele 72 Mal, 40 Schauspiele und dramatische Gedichte 149 Mal und 47 Lustspiele und Possen 106 Mal zur Aufführung. Das Repertoire setzte sich aus Bühnenwerken aller Kulturnationen zusammen und zwar wurden gegeben: von 40 deutschen Autoren 73 Stücke 228 Mal, von 23 Franzosen 23 Stücke 56 Mal, von 3 Engländern 9 Stücke 26 Mal, von einem Norweger 3 Stücke 8 Mal, von 2 Italienern 3 Stücke 4 Mal und von je einem Spanier und einem Ungar je 1 Stück 1 Mal. Die klassische Dichtung Griechenlands war gleichfalls mit einem Stücke einmal vertreten. —

Aus dem Thierleben.

— Wie die Schlangen sich ernähren. Der Jardin des plantes in Paris besitzt eine südamerikanische Boa, die der Gegenstand interessanter Beobachtungen in bezug auf die Art ihrer Ernährung ist. Sie ist wenigstens 20 Fuß lang und hat während sechs Jahren nur 34 Mal Nahrung zu sich genommen, somit durchschnittlich 5 Mal im Jahre, und zwar in Zwischenräumen von 28 bis selbst 204 Tagen. Das Thier regelt seine Mahlzeiten selbst, indem es seinen Hunger durch eine charakteristische Unruhe und Unbehaglichkeit zu erkennen giebt. Das Futter der Schlange hat beinahe nur aus kleinen Ziegen bestanden, obgleich sie auch 3 Mal Kaninchen und 1 Mal eine Gans verschlungen hat. Das größte Thier, welches sie sich einverleibt hat, war eine junge Gais im Gewichte von 26 Pfund, was ungefähr ein Sechstel ihres eigenen Gewichtes ausmachte. Es ist übrigens eine bekannte Thatsache, daß Schlangen Thiere verschlingen können, beinahe so groß, wie sie selbst, und so ward vor etlichen Jahren in der Menagerie des Museums eine gehdunte Viper darüber betroffen, als sie ihren Gefährten in der Gefangenschaft, eine noch größere französische Viper als sie selbst war, verschlang. Dabei schien die gehdunte Viper keinerlei Unbehaglichkeit in Folge ihrer Mahlzeit zu empfinden. Eine Schlange ist mit einem Verdauungsapparat von immenser Leistungsfähigkeit begabt, und die Rückstände einer jeden Mahlzeit werden gewöhnlich auf einmal nach Verlauf weniger Tage entleert. —

Medizinisches.

— Ueber den gesundheitlichen Werth des Singens schreibt Dr. Barth im „Archiv für Laryngologie und Rhinologie“: „Läßt man bei der Beurtheilung des Singens den ästhetischen Gesichtspunkt außer acht, dann stellt das Singen eine rein körperliche Uebung dar, die auf andere körperliche Verrichtungen und Vorgänge eine gewisse Rückwirkung haben wird. In erster Linie ist das Singen vom Athmen abhängig; der Sänger braucht einen viel größeren Luftvorrath als jemand, der in gewöhnlicher Nebeweise spricht; das Singen wird also die Lungenthätigkeit am meisten beeinflussen. Jedes Organ ist übungsfähig, also auch die Lungen. Durch Uebung vermag der Sänger die Luftmenge, welche die Lungen bei der Athmung aufnehmen können, außerordentlich zu vergrößern. Der Tenorist Dr. Günz war im Stande, ein ganzes Lied aus Schumann's Dichterliebe, „Die Rose, die Lili“ in einem Athem zu singen. Bei gewöhnlicher Athmung werden die Lungen weder so stark ausgedehnt wie bei der angestrengten Einathmung, noch so stark verengt, wie bei kräftiger Ausathmung. Beim ruhig athmenden Menschen macht der Brustkasten nur geringe Schwankungen; er athmet für gewöhnlich nur 500 Kubikzentimeter Luft ein und aus, d. i. 1/6—1/7 des Fassungsvermögens seiner Lunge. Der Sänger dagegen macht nicht bloß viel tiefere Athemzüge, sondern er verbraucht aus künstlerischen Gründen seinen Athem völlig, ehe er wieder Luft holt. Der Luftwechsel und die Durchlüftung der Lungen ist bei ihm also viel vollkommener als beim gewöhnlichen Athmen. Da nun die Sauerstoffaufnahme durch die Tiefe der Athemzüge be-

einflusst wird, so vermögen täglich ein- bis zweimal wiederholte Gesangsübungen von halbstündiger Dauer eine ausgiebigere Durchlüftung der Lungen und einen erhöhten Gasaustausch mit dem Blute zu schaffen.

Vertiefung und Übung der Athmung, wie sie beim Singen stattfindet, ist aber zugleich auch Übung der Athmungsmuskulatur. Bei tiefen Athmungen wird fast die gesammte Muskulatur des Rumpfes und des Halses in Anspruch genommen, also ein wesentlicher Bruchtheil der gesammten Körpermuskulatur. Tiefes Athmen vergrößert nicht allein den Innenraum des Brustkastens, sondern streckt auch die Wirbelsäule, und instinktiv nimmt daher jeder, der singen will, eine gerade Haltung ein — fast alle Sänger und Sängerinnen haben eine gute Haltung. Das Singen ist also eine Muskelgymnastik, die natürlich auf den Stoffwechsel des ganzen Körpers zurückwirken muß. Besonders wichtig ist, daß durch andauernde Athmung die Rippen und namentlich die Rippenknorpel elastischer werden. Die Athembeschwerden des Alters beruhen zum wesentlichsten Theile auf den Verlust der Elastizität der Rippenknorpel, weil ungenügende Athembewegungen zu deren frühzeitiger Verknöcherung führen, wie die Leichenschau bei jugendlichen Schwindsüchtigen beweist.

Groß ist auch der Einfluß des Singens auf den Kreislauf und den Blutgehalt der Lungen. Je tiefer die Einathmung, desto mehr Blut wird dem Herzen und den Lungen zugeführt, desto mehr der Kreislauf beschleunigt. Die gesteigerte Durchblutung dieses Organs ist aber ein wirksames Schutz- und Heilmittel bei Schwindsucht. Diese gehört bei den Berufsängern zu den Ausnahmen, während gerade Taubstumme, weil bei ihnen die Übung und Vertiefung der Athmung, die die Sprache allein schon bedingt, wegfällt, außerordentlich häufig an Schwindsucht erkranken.

Die Ausathmungsluft ist stets mit Wasserdampf gesättigt und bleibt es auch, mögen die vertieften Athmungen noch so lange fortgesetzt werden. Singen bedingt also einen Wasserverbrauch, der um so größer ist, je länger gesungen wird. Ferner erfordert die erhöhte Wasserverdunstung auch einen größeren Wasserverbrauch, somit wird also durch das Singen auch das Nahrungsbedürfnis erhöht. Jeder Sänger wird bestätigen, daß mit dem Beginn regelrecht durchgeführter und andauernder Gesangsübungen die Ghitstzunahme — fast alle Sänger und Sängerinnen befinden sich ja auch in einem guten Ernährungszustande. — Dazu kommt, daß das Singen, weil es mit ausgiebigen Zwerchfells- und Bauchwandbewegungen verbunden ist, auch rein mechanisch einen Einfluß auf die Thätigkeit der Verdauungsorgane ausübt, gewissermaßen eine natürliche Massage. Daß alle diese Einwirkungen des Singens schließlich auf die Beschaffenheit der Ernährungsflüssigkeit des Körpers, des Blutes, Einfluß erlangen, ist unzweifelhaft. Berücksichtigt man weiter noch, daß das Singen eine sorgfältige Pflege des Mundes erfordert, die Nase für Luft durchgängiger macht, das musikalische Gehör schärft, so muß man sagen, daß das Singen eine körperliche Übung ist, die auf die Gesundheit und das Wohlbefinden des Menschen von weitgehendstem Einfluß ist. —

Bergbau.

— Die Goldfunde in Klondyke. Aus Victoria (Brit. Kol.) meldet das Bureau Reuter: Niemand in der Geschichte der Staaten des Stillen Ozeans hat solche Aufregung bestanden, wie sie sich jetzt nach den Goldentdeckungen in Klondyke geltend macht. Sie scheinen ohne Zweifel die reichsten zu sein, von denen man je gehört hat. Wie weit sich das Goldfeld erstreckt, weiß man noch nicht. In Kanada, auf britischem Boden, aber umfaßt es zum wenigsten tausende von englischen Quadratmeilen. Der amerikanische Geologe Dr. Dawson sagt, daß jeder Flußsand in der Gegend goldhaltig ist. Die größten bisherigen Goldfunde kommen von der Gegend 75—100 englische Meilen östlich vom 141. Meridian, der Grenzlinie von Alaska. Nach den hier eingetroffenen Berichten muß die Gegend fabelhaften Goldreichtum bergen. Niemand weiß, wie viel Gold schon aus dem Distrikt fortgeschafft worden ist. Die fortgeführten Bergleute haben so viel mitgebracht, wie sie mit sich tragen konnten. Andere sind dageblieben, weil sie mehr Gold gefunden haben, als sie forttragen konnten. Ein zurückgekommener Bergmann erzählt, daß er fünf Gallonenkrüge voll mit Goldstaub und Goldklumpen gesehen hat. Ein anderer erzählt, daß aus einer Stelle Goldklumpen herauskamen wie Kieselsteine. Der Bergmann Douglas McArthur berichtet, daß die Meldungen von den Goldfunden, die an einem Tage an das Tageslicht gefördert wurden, durchaus nicht übertrieben sind. Die schwierige Frage, die sich einstweilen erhebt, ist die, wie Lebensmittel während der Wintermonate dahin befördert werden sollen. Gewöhnlich steht sich allerdings jeder nach Klondyke reisende Bergmann für den Fall vor. Aber der Zubrang ist jetzt enorm. Jeder von hier nach dem Norden fahrende Dampfer ist übervoll. Auf Monate voraus sind schon die Fahrkarten gelöst. Die gesammte Entfernung von Victoria beträgt 6000 englische Meilen. — Aus Great Falls, Montana, wird berichtet: Der alte Bergmann Frank Moss, der 1893 nach Klondyke reiste, sagt: „Das Klondyke-Goldfeld liegt auf einem 3000 Fuß hohen Felsen. Gold ist eine Menge da. Aber wenige Menschen können die Mühseligkeit des dortigen Lebens ertragen.“ Moss war ein starker, sechs Fuß hoher Mann. Jetzt ist er ein Krüppel. Seine Gesundheit ist völlig gebrochen. „In drei Jahren“, sagt er, „habe er bei Klondyke 2000 Gräber graben sehen. Die meisten Todten waren verhungert. Die Menge des nach

Francisco gesandten Goldes ist todten Bergleuten abgenommen worden. Das reichste Goldfeld ist aber in Alaska. Es heißt „das schwarze Loch von Kalkutta“. Frühere Sträflinge bebauen es. Morde sind unter ihnen an der Tagesordnung. —

Humoristisches.

— Wer andern eine Grube gräbt... In einem Dorfe bei Liebenwalde befanden sich jüngst eines Abends spät noch verschiedene Gäste in einem Wirthshause. Um Mitternacht gebot der Polizeidiener Feierabend, und als die Gäste seiner Aufforderung, das Lokal zu verlassen, nicht Folge leisteten, erklärte er sie allesammt, zwölf an der Zahl, für seine Arrestanten. Sie folgten ihm darauf nach dem Ortsgefängniß, wo er sie einsperren wollte. Der Sicherheitsmann öffnete die Zellentür und trat zuerst ein; da schlug die Thür plötzlich hinter ihm zu, und alle Arrestanten blieben draußen, während er der alleinige Gefangene war. Die Arrestanten versuchten, den Hüter des Gefängnisses aus seiner Falle, in die er selbst gegangen, zu befreien. Es ging nicht. Da kehrten sie nach dem, vom Feierabendgebot betroffenen Gasthause zurück und unterhielten sich noch einige Stunden über das Mißgeschick des Polizeidieners. —

— Verlehter Ehrgeiz. Herr: „Aber mein lieber Junge, wie kamst Du denn dazu, Dich todtschießen zu wollen?“ — Junge: „Ja, der jüngste Sohn des Landesfürsten ist erst acht Jahre alt und ist schon kommandirender General, und ich bin schon elf Jahre und habe noch nicht mal das Einjährige und da hat mich mein Leben nimmer geireut.“ — („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Für die Brehm'sche Vogel Sammlung hat der Londoner Rothschild 15 000 M. gezahlt. Sie wird ihren Platz nicht, wie es zuerst hieß, in einem Londoner Museum finden, sondern in dem eigenen Museum Rothschild's in der Stadt Tring. —

— In Bremen gingen die Getreidemühle von Erling mit großen Mehl- und Getreidevorräthen und zwei Nachbarhäuser in Flammen auf. —

y. Auf dem Wege von Heils (Zittland) nach Hadersleben wurde ein Handwerksbursche ermordet. Sein Reisegefährte wurde verhaftet. —

h. Tuttingen, 27. Juli. Eine eigenthümliche Erscheinung ist in der Nähe des benachbarten Mörchingen zu beobachten. Die Donau, die in ihren beiden Quellflüssen Bregach und Breg schon sehr stark ist, versickert plötzlich, so daß sie ganz aufhört und in Tuttingen schon das ganze Donanbett ausgetrocknet ist. Das versickerte Wasser kommt dann bei Singen als Bach wieder ans Tageslicht. —

— Der bisherige Präsident des Wiener Rennverbandes für Radfahrersport ist verhaftet worden. Er soll dem Verband 3000 M. veruntreut haben. —

— Die belgische Postverwaltung bereitet für das ganze Gebiet des Brüsseler Gemeindeverbandes eine Einrichtung vor, Postpakete, Briefe und Karten gegen eine Gebühr von 15 Cent. (12 Pf.) durch Eilboten zu bestellen, die mit Fahrrädern versehen werden. Schon gegenwärtig ist der Eilbotendienst in Brüssel so eingerichtet, daß an jedem Wagen der Straßenbahn kleine Kasten angebracht sind, in die man Eilbriefe und Karten gegen die auch im Weltpostverkehr übliche Gebühr von 30 Cent. einwirft und die dann an den Kreuzungspunkten geleert werden; von dem nächsten Postamt wird die Bestellung unter thunlichster Benutzung der Straßenbahnen veranlaßt. Dieser Dienst bietet einen Ersatz für die Rohrpost. —

— Baron Mackau soll wegen des Bazarbrandes in der Rue Jean Gonjon zu Paris gerichtlich verfolgt werden. Mackau war Vorsitzender des Bazar-Komitee's. —

— Vom Vesuv wird eine merkwürdige Bewegung der Lavamassen gemeldet. Der Krater hat eine große Menge Asche ausgeworfen. —

— Auf dem Bahnhofe von Arcadilla (Spanien) hat ein Zusammenstoß zweier Züge stattgefunden, bei dem 13 Personen verletzt wurden. —

— Karrenpreise. In London sind unlängst für zwei Marken von der Insel Mauritius 32 000 M. bezahlt worden. —

— Die englischen Pferde-Wettrennen kosten jährlich 8 000 000 Pfund Sterling. Die Preise in Betrage von 300 000 Pfund Sterling jährlich sind nicht mit darin eingeschlossen. Was für Wetten ausgegeben wird, ist nicht zu berechnen. —

— Bei einer großen Feuersbrunst auf dem Güterbahnhofe der Kasan'schen Bahn in Moskau verbrannten ungefähr 300 Waggons mit Getreide, 15 Waggons mit anderen Gütern, 5 mit Naphta gefüllte Zisternen, ein Schuppen mit Manufakturwaren und etwa 100 leere Waggons. —

— Im Jahre 1863 gab es in Rußland 681 Klöster, darunter 235 weibliche. Sie finden sich über das ganze Reich zerstreut, Livland und Kamschatka allein ausgenommen. Sie befinden sich fast alle außerhalb der Städte, in landschaftlich meist trefflicher Lage. —

— Bei dem Theaterbrand in Paducah in Kentucky (Nordamerika) ist niemand umgekommen. Einige Personen wurden verletzt. —